

für den Menschen sich nicht nur gleichsam abstrakt um dessen ewiges Seelenheil, sondern um dessen gesamtmenschliches, auch leibliches Glück zu bemühen habe, müsse die Kirche sich auch mit dem „höchst irdischen“ Sport befassen; die Kirche müsse dem Sport dazu verhelfen, daß dieser sich nicht absolut setzt, sondern über seine Grenzen hinausschaut (wie dies auch die Kirche tun müsse) und das Wohl der ganzen Gesellschaft ins Auge faßt; die in den letzten Jahrzehnten in den Kirchen gewonnene neue Bewertung der Leiblichkeit des Menschen unter gleichzeitigem Abbau der einseitigen Hochschätzung des Geistigen und „Seelischen“ ermögliche heute den Kirchen die Anerkennung des Sportes als eines Wesensbestandteils des menschlichen Lebens und des Vollzugs von Leiblichkeit als eines Grundrechts des Menschen; die Tatsache schließlich, daß die theologische Reflexion auf die Leiblichkeit des Menschen noch im Anfangsstadium stehe, lasse hoffen, daß in Zukunft das Verhältnis der Kirche zum Sport positiver eingeschätzt wird.

Wie kann nun die Partnerschaft von Kirche und Sport realisiert werden? Zu eng gefaßt sei es, wenn man meine, die Kirche solle von der Kanzel aus zu sportlicher Betätigung aufrufen oder selbst Sport anbieten. Eine umfassende Zusammenarbeit ist notwendig. Der Sport erwartet von der Kirche, daß sie dem Sport fernstehende Menschen auf diesen Bereich sinnvoller Lebensvollzüge hinweist; die Kirche erwarte vom Sport, daß dieser sich auf seine Grenzen besinnt und sich mit den Problemen der Kirche auseinandersetzt. Sport und Kirche dürfen sich nicht gegenseitig ihren eigenen Zielsetzungen unterordnen und den Partner dazu gebrauchen, neue Mitglieder für die eigene Gemeinschaft zu werben. Beide müßten das Wohl des Menschen wollen. Die Kirche solle in ihren moralischen Aussagen nicht nur eine Verbotsethik, sondern mehr eine Gebotsethik in bezug auf den Leib verkünden. In der Ausbildung der Theologen und in der Arbeit der Akademien und Bildungswerke solle das Thema Sport mehr Berücksichtigung finden. „Insgesamt müssen sich Sport und Kirche auf die moderne Freizeitgesellschaft einstellen, in der wahrscheinlich im Jahre 1985 nur noch vier Arbeitstage und ebenfalls drei freie Tage zu bewältigen sind.“ Aus der anschließenden Diskussion verdienen zwei Beiträge besondere

Erwähnung. Der Sportarzt *A. Müller*, Dortmund, wies auf einen beim Leistungssport häufig unbeachteten, aber psychologisch bedeutsamen Aspekt hin: Der Spitzensportler erfährt in der Zeit, in welcher seine Leistung noch im Ansteigen begriffen ist, eine zunehmende Isolierung, da er immer weniger Konkurrenten hat, mit denen er sportlich wettstreiten kann. Im Gegensatz zum sonst beim Sport vorhandenen Sozialisierungseffekt liegt hier also ein Isolierungseffekt vor. Der Spitzensportler großen Formats hat eigentlich nur noch Kontakt zu seinem Trainer, der jedoch einen starken Leistungsdruck auf ihn ausübt. Fällt nun seine Leistung bei Erreichung eines bestimmten Alters notwendig ab, so wird er vom Trainer „wie altes Eisen weggeworfen“. Er steht dann in oft großer Vereinsamung allein. — Eine Gruppe von Sportlehrern und -studenten machte auf ein Versäumnis des Schulsports aufmerksam: Der Schulsport bevorzuge zu einseitig das Turnen und die Leichtathletik, wodurch er sich bei

den Schülern unnötigerweise unbeliebt mache. Hier sei auch die Kritik der „neuen Linken“, der Sport sei eine verkappte Art vormilitärischen Drills und ein zusätzlicher Anwendungsbereich des Leistungsdrucks unserer Gesellschaft, nicht ganz unberechtigt. Im Gegensatz hierzu müsse man fordern, daß der Schulsport „Neigungssport“ treibe, d. h. in der Auswahl der Sportarten den Neigungen der Schüler mehr Raum gebe, mehr Sportarten, vor allem solche mit deutlichem Spielcharakter, anbiete und nicht zur Teilnahme an allen Sportarten verpflichte. Zum Abschluß der Tagung richteten die etwa 50 Teilnehmer eine Resolution an die Gemeinsame Synode der Diözesen mit der Bitte, „die Frage des Verhältnisses von Kirche und Sport in die Beratungen und Beschlüsse der Synode aufzunehmen“. Der Tagungsbericht wird unter dem Titel „Sport zwischen Spiel und Leistung“ im Verlag Fredebeul & Koenen (Essen) auch in Buchform erscheinen.

Österreichische Pastoraltagung über Sexualität, Ehe und Ehelosigkeit

Als „Österreichische Pastoraltagung“ hatte sich die alljährliche, bisher unter dem Titel „Weihnachts-Seelsorgertagung“ laufende Veranstaltung des Österreichischen Pastoralinstituts diesmal das Thema gestellt: Humanisierte Sexualität — Partnerschaftliche Ehe — Erfüllte Ehelosigkeit. Die Tagung unterschied sich in mehrfacher Hinsicht von der langen Reihe ihrer Vorgängerinnen, die seit der Zwischenkriegszeit vom Gründer des Wiener Seelsorgeamts und des Österreichischen Seelsorgeinstituts, Prälat *K. Rudolf*, durchgeführt wurden. Sie fand in einem der Wiener gewerkschaftlichen „Häuser der Begegnung“ statt und hatte die seit Jahren höchste Besucherzahl aufzuweisen. Zum ersten Mal versuchte man, die Teilnehmer — etwa 500 Seelsorger und einige Dutzend Ordensleute und Laien — stärker ins Gespräch einzubeziehen, als es bei den Fragen aus dem Publikum bei den schon bisher üblichen Forumdiskussionen möglich ist: Jeder Referent stellte sich für einen mehrstündigen Arbeitskreis zur Verfügung, über den am Ende der Tagung im Plenum berichtet wurde. Auch die Thematik, obwohl im ein-

zelnen nicht neu, bedeutete einen Fortschritt gegenüber früheren Tagungen. Sowohl über Ehe wie über Zölibat hatte es schon „Weihnachts-Seelsorgertagungen“ gegeben; dadurch, daß man diesmal das Thema Sexualität im Bezug zu beiden Lebensformen auf die Tagungsordnung setzte, gelang es einerseits, die Einseitigkeit gängiger Ehe- und Zölibatsdiskussionen zu vermeiden, andererseits unbeachtete und meist zu wenig überlegte Gesichtspunkte ins Spiel zu bringen, die es durchaus noch immer gibt, obwohl gerade im kirchlichen Bereich wiederholt versucht wird, sich der Mühe der Diskussionen dieses Themas unter dem Vorwand der Ermüdung über die immer gleichen Fragen und Antworten zu entziehen.

Sexualität, eine Qualität der Person

Die drei Teile des Themas waren auf die drei Veranstaltungstage, den 28., den 29. und den 30. Dezember 1970, gelegt; der erste Tag war dem Thema Sexualität im allgemeinen gewidmet, der zweite der Ehe, der dritte schließlich der Ehelosigkeit. Es begann mit

ungewöhnlichen Thesen zur Sexualität, die der Karlsruher Erziehungsberater, Dipl. Psychologe *E. Ell*, zum sichtlichen Erstaunen des überwiegend zölibatären Publikums vortrug. Ell verstand sein Referat als Einstieg ins Thema, das von den folgenden Referenten nach allen Richtungen auszuloten wäre, und hob daher bewußt einen oft verschwiegenen Aspekt besonders hervor, ohne auf die Abrundung seiner Aussage übermäßiges Gewicht zu legen: den *Eigenwert der Sexualität*. Ell hielt entgegen der vulgär-christlichen Tendenz ausdrücklich fest, daß es sich bei der Sexualität um eine Qualität der Person handle, die in jedem Lebensalter der Situation gemäß gelebt werden müsse. Er versuchte damit der ganz unzureichenden Auffassung etwas entgegenzusetzen, der zufolge Sexualität innerhalb der Ehe mit einem Mal da sei und realisiert werde, während sie vor, neben und nach der Ehe nichts weiter als eine Kette moraltheologischer Verlegenheiten nach sich ziehe. Auch der *Unverheiratete*, betonte Ell, habe die sexuelle Qualität seiner Person zu leben, weil Sexualität nicht erst im Dienst der Liebe oder der Fortpflanzung, sondern schon zuvor für sich selbst ein unersetzliches Element im Vitalkern des Menschen darstelle. Ell unterschied eine „alttraditionelle“ Moral, die das Kind zum Rechtsanspruch auf sexuelle Betätigung mache, und eine „neutraditionelle“ Moral, die diesen Anspruch aus der personalen Liebe ableite. Beides sei durchaus als Ideal, aber nicht als Norm zu bejahen. Die Sexualität aus diesem Anspruch zu entlassen bedeute keineswegs, daß sie außerhalb der sittlichen Verantwortung stünde; das persönliche Maß, die Offenheit auf die Realisierung aller Sinngehalte der Sexualität im Laufe des Lebens, die Achtung vor der Freiheit der Hingabe, die Verantwortung für Partner und Kind in wohlwollender Gesinnung für den ändern müßten beachtet werden. Ungeachtet dieser sittlichen Kategorien war damit schon zu Beginn der Tagung die Frage nach dem Sinn eines ehelosen Lebens aufgerollt, oder genauer: die Frage, ob ein eheloses Leben auch ein Leben ohne sexuelle Betätigung sein müsse. Der Münchner Moraltheologe Prof. *J. Gründel*, der das Korreferat zu halten hatte, war sich der Last nicht nur dieser Frage bewußt. Er sah sich darum genötigt, weit auszuholen und Prinzipielles zur *Normenbegründung* in der heu-

tigen Moraltheologie zu sagen, wodurch freilich das ihm gestellte Thema (Theologie von Geschlechtlichkeit und Liebe) zu kurz kam. Gründel machte klar, daß der Begriff Norm ein juridischer und gesellschaftswissenschaftlicher sei, jedenfalls kein Begriff des Evangeliums. Normen seien grundsätzlich zeitbedingt und daher wandelbar, das Evangelium dagegen biete Weisungen, die — einer Kompaßnadel vergleichbar — zwar die Richtung, aber nicht die einzelnen Stationen des Weges anzeigten. Daher dürfe das Evangelium nicht unkritisch als Normenquelle mißverstanden werden; ebensowenig könne in diesem Bereich die Berufung auf die unwandelbare Überzeugung der Kirche und die Unfehlbarkeit des Lehramts die Argumentation ersetzen, wenn es um die Bildung für hier und heute gültiger Normen geht. Der Psychologe wie der Moraltheologe stimmten darin überein, daß es keine ausgesonderte „sexuelle Sittlichkeit“ geben könne, sondern immer nur eine *sittliche Gesamtverantwortung des Menschen*, die in jedem Bereich seines Handelns zum Tragen komme. Doch reichte diese Übereinstimmung für das Gespräch in der anschließenden Forumdiskussion nicht aus. Es zeigte sich jenes charakteristische Niemandsland zwischen dem hohen Abstraktionsgrad einer Moraltheologie, die es — belehrt durch die Erfahrungen ihrer eigenen Vergangenheit — ablehnen muß, konkrete Rezepte des Verhaltens zu propagieren, und den konkreten Fragen des Psychologen, der in seiner Beratungspraxis auch konkrete Antworten geben muß. Da wurde keineswegs nur das alte Problem der Vermittlung von Theorie und Praxis sichtbar, sondern darüber hinaus das „lack“, das sich zwischen dem Fragestand auf Grund unserer gesellschaftlichen Wirklichkeit und jenem einer Theologie auftut, die einen Großteil ihrer Energie für die Aufarbeitung falscher Fixierungen des Lehramts und der traditionellen Theologie aufbraucht. Nur so ist es erklärlich, daß die Diskussion, die unter dem rhetorischen Titel „Abbau von Sexualtabus — bereits Humanisierung der Sexualität?“ lief, bis zum unterscheidend Christlichen in diesen Fragen gar nicht vorstieß.

Hinweis auf die Geschiedenen

Was dieser erste Tag angedeutet hatte, entfalteten die beiden anderen. Der Wiener Familienwissenschaftler

D. Kubn beschrieb die Phasen der Ehe bis zu ihrer Entfaltung zur Vollgestalt. Er betonte, anders als Ell, das Bleibende an den Rollen von Mann und Frau, von Vater und Mutter in der Ehe und verzichtete auf einen Ausblick auf etwaige neue Lebensformen, wie sie der evangelische Sprecher bei der Podiumsdiskussion am Vortag, Prof. *H. Lütbi*, unter Hinweis auf die Studenten als Möglichkeit gezeigt hatte. Doch setzte man sich um so mehr mit den pastoralen Problemen auseinander, die die spätbürgerliche Ehe in ihrer heutigen Gestalt aufwirft. Der Linzer Kirchenrechtler Prof. *B. Primetshofer* stellte klar, daß die geordnete zivile Zweitehe eines *Geschiedenen* nicht als Konkubinat bezeichnet werden dürfe. Vielmehr sei die Haltung der Kirche zur Ehescheidung dringend zu überprüfen. Als Ansatzpunkt dazu biete sich ein vertiefter Begriff des Ehesakraments an, das wohl, wie man heute der Überzeugung ist, nicht einfach punktuell mit dem Austausch des Ja-Wortes zustande komme. Wenn die Unauflöslichkeit der Ehe mit ihrer *Sakramentalität* gegeben ist, so muß man fragen, ob das, was das Sakrament bedeutet, nämlich die Repräsentation der Verbindung Christi mit der Kirche, schon deswegen zustande kommt, weil zwei Getaufte, aber vielleicht völlig indifferent Lebende heiraten. Der Inhalt des Sakraments muß erst im Laufe der Ehe verwirklicht werden, und man kann annehmen, daß eine nach kurzer Zeit zerbrechende Ehe nie Sakrament war. Hier ergeben sich schon jetzt, also noch bevor sich das Kirchenrecht diesen neuen Überlegungen angepaßt hat, pastorale Möglichkeiten, um eine Wiedenzulassung Geschiedener zu den Sakramenten zu erlauben. Pastorale Möglichkeiten für ähnliche, in der auf den Normalfall ausgerichteten Pastoral nicht vorgesehene Fälle zeigte auch *P. A. Ziegler S. J.* aus seiner Erfahrung in der Zürcher Studenten-seelsorge auf. Nicht immer, wenn das Kirchenrecht eine menschliche Konstellation für nicht existent oder verwerflich deklariert, muß sich der Seelsorger für unzuständig halten, wenn dennoch um seine Hilfe gebeten wird. Ziegler wies dabei vor allem auf die oft sehr eigenwilligen Lebensformen unter Intellektuellen hin. Im übrigen aber hatte sein Referat im ganzen der Tagung eine Funktion, die sich nicht aus dem Thema ergab. Ziegler gelang es, die Unsicherheit des priesterlichen Pu-

blikums zu artikulieren; wir alle, meinte Ziegler, haben noch eine andere Moraltheologie studiert und müssen uns heute in einem ungeahnten Ausmaß als lernfähig erweisen. Es sei fast unmöglich, was der Fachmann in jahrelangen Überlegungen erarbeitet habe, in einem kurzen Referat wiederzugeben. Indem Ziegler klarmachte, daß es um das Nachschreiten dieses Denkweges gehe und daß damit, um das erklärliche Unbehagen zu beseitigen, sobald als möglich begonnen werden müsse, leistete er selbst den Teilnehmern der Pastoraltagung einen nicht zu unterschätzenden pastoralen Dienst.

Ehelosigkeit nicht nur zölibatär gesehen

Der letzte Tag war der Ehelosigkeit gewidmet. Auch hier ging es nicht sofort um die Einengung auf die übliche Themenstellung: Prof. H. Stenger (Gars am Inn) meinte tatsächlich *alle* Ehelosen, als er zur Psychologie und Psychohygiene des ehelosen Lebens sprach. Er stellte die Frage, wer denn an die Millionen alleinstehender Frauen, ja auch nur an die Seelsorgehelferinnen und Pfarrhaushälterinnen denke, wenn über den Zölibat diskutiert werde. Nicht zuletzt die Solidarität mit dieser, im gesellschaftlichen Prestige nach Untersuchungen in der Bundesrepublik Deutschland sehr tief liegenden Minderheit könne heute ein Motiv für ein bewußt angenommenes und religiös motiviertes eheloses Leben sein. Doch sollte man religiöse Motivation, also die „Berufung“ zur Ehelosigkeit immer erst dann annehmen, wenn die entsprechende affektive Reife vorhanden sei. Sehr viele Menschen bleiben ehelos, weil die Bindungen zu den Eltern nicht gelöst wurden, weil bestimmte Reifephasen, etwa in der Pubertät, nicht durchgetragen wurden oder weil eine latente Homosexualität vorliegt. Erst der ehefähige Mensch ist auch zum ehelosen Leben fähig, Ehe wie Ehelosigkeit setzen eine Hingabefähigkeit voraus, die sich Menschen und Aufgaben zuwendet. Auch F. Wulf S. J. (München), der nach Stenger über die *religiöse Motivation* des ehelosen Lebens sprach, machte darauf aufmerksam, daß die Ehelosigkeit immer nur „mit gemeint“ sein könne, wenn es um die Hingabe an eine Aufgabe gehe, die ein solches Leben einfach nahelegt. Ehelosigkeit sei kein Selbstzweck; die Betroffenheit von Gott und von

Christus führe aber auch heute noch in ein Leben, das der Ehe nicht bedürfe. Gerade diese Thesen wurden im Publikum merklich angezweifelt, weil sie nach wie vor eine Überwertung der Ehelosigkeit gegenüber der Ehe implizieren würden. Doch legte auch Wulf auf die Berufung zu apostolischen und karitativen Diensten als heute besonders tragfähiges Motiv zu einem ehelosen Leben wert. Ein sehr praxisnahes Referat des Wiener Caritasdirektors J. Macho schloß diesen Tag ab. Macho rief den Seelsorgern aus seiner Erfahrung im Umgang mit isolierten und von der Gesellschaft an den Rand gedrängten Schichten die im umfassenden Wortsinne *Alleinstehenden* in Erinnerung, die in jeder Pfarrei leben, aber von einer auf das „Normale“ ausgerichteten Pastoral häufig übersehen werden: die Alten, Verwahrlosten, Kranken, Kriminellen. Mehr als bisher muß sich die Kirche mit diesen Menschen beschäftigen, will sie tatsächlich eine Heilsbotschaft für die Armen verkünden.

Den Abschluß der Tagung bildeten nicht nur die Berichte der Arbeitskreise; der Prager Moraltheologe

Prof. Mader, der die Tagung mitverfolgt hatte, sprach ein Schlußwort, das den Dingen noch einmal eine Wendung ins Theologische gab. Er machte klar, daß unter dem Druck, unter dem die Kirche in seiner Heimat steht, sich viele Probleme ganz anders stellen. Diese Relativierung am Ende rückte die Auseinandersetzung um das Thema Sexualmoral eindrucksvoller ins Gleichgewicht als die Interventionen einiger beunruhigter Bischöfe, die der Pastoraltagung — wenigstens teilweise — beiwohnten. Weihbischof Wagner von Linz, der Referent für das Österreichische Pastoralinstitut im Rahmen der Bischofskonferenz, war schon am ersten Tag den Thesen Ells entgegengetreten, Kardinal F. König äußerte sich bei seinem Kurzbesuch ähnlich. Immer noch, so schien es, befindet man sich in der Kirche in einer Vorphase des eigentlichen Gesprächs über ein christliches Verständnis der Sexualität, in jener nämlich, in der das emotionsfreie Gespräch selbst erlernt werden muß. Hierin einen Schritt weitergeführt zu haben ist zweifellos ein wichtiges Ergebnis dieser Pastoraltagung.

Der holländisch-römische Konflikt um Bischof Simonis

Zum Jahreswechsel erlebte die Kirche in den Niederlanden durch die Ernennung des Kaplans in der Pfarrei vom hl. Sakrament in Den Haag Dr. A. J. Simonis zum neuen Bischof des erst jungen Bistums Rotterdam, das 1957 aus dem Bistum Haarlem ausgeklammert wurde, erneut einen heftigen Sturm, der die Kirche sogar zu zerstören drohte. Man sprach wieder einmal vom Schisma. Erst mit dem Kommuniqué der Bischöfe vom 12. Januar scheint sich die Woge der Entrüstung wieder geglättet zu haben. Schlagzeilen auch in der deutschen Presse wie „Protest gegen neuen Bischof“ und „Papstdiktat“ (beide in Frankfurter Rundschau, 4. 1. 71), „Diözesanrat Rotterdam tritt zurück“ („Frankfurter Allgemeine Zeitung“, 4. 1. 71), „Krach im Bistum Rotterdam um den neuen Oberhirten Simonis“ („Welt“, 5. 1. 71), „Kontroverse um den neuen Bischof von Rotterdam“ („Neue Zürcher Zeitung“ vom 6. 1. 71) spiegeln das Ausmaß der Entrüstung wider, die diese Ernennung in Holland und darüber

hinaus gefunden hat. Sie machen aber auch den hohen Öffentlichkeitsgrad sichtbar, den der neue Bischof von Rotterdam, der erst seit vier Jahren wieder in der holländischen Seelsorge tätig ist, inzwischen durch seine streitbare und gegenüber dem offiziellen Kurs der Kirche oppositionelle Haltung erlangt hat. Wogegen richtete sich der Protest? Gegen das Verfahren bei der Wahl? Gegen die Person des Neuernannten? Gegen die Tatsache, daß hier ein Unfähiger zum Bischof ernannt worden ist? Hier scheint einiges miteinander vermischt worden zu sein. Die Wochenzeitungen konnten, zum Teil auf Grund eigener Recherchen, umfassendere Berichte veröffentlichen: so die „Zeit“ unter dem Titel „Ein Kampf mit Rom“ (vom 15. 1. 71). „Christ und Welt“ (vom 15. 1.) sprach vom „Affront gegen Kardinal Alfrink“, der „Rheinische Merkur“ und „Publik“ wählten den etwas neutralen Titel „Der Fall Simonis“ (vom 8. bzw. 15. 1. 71). Doch während die „Zeit“ und „Christ und Welt“ einseitig gegen Si-